

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 281.

Freitag, 1. Dezember.

1916.

Und das Glück kam.

Von Elisabeth Friedl.

(Nachdruck verboten.)

(10. Fortsetzung.)

„Wie geht es denn dort?“ fragte Philipp, „ich hörte von einem ersten Falle.“

„Ach, den kriegen wir auch hoffentlich durch“, sagte Viktor, „der hat eine gute Natur.“

„Woher wissen Sie denn von dem Fall in Kemel?“ fragte Mir ein wenig neugierig, als sie mit Philipp auf der Veranda Platz genommen hatte. Das Bübchen spielte um die beiden herum und brachte abwechselnd der Mutter und dem Onkel Steinchen, die es ihnen nachher wieder abnahm.

„Der Provisor in der Apotheke erzählte es mir“, sagte Philipp. Er suchte nach einem Anfang, wie er ihr sagen könnte, daß Viktor gestern übermüdet gewesen und darum zu entschuldigen sei. Endlich sagte er gerade heraus: „Viktor muß große Anstrengungen hinter sich gehabt haben gestern Abend; wußten Sie gar nichts davon?“

Mir errötete dunkel. Es schien ihr, wie wenn ein halber Vorwurf aus seinen Worten herauszuhören wäre.

„Viktor spricht zu Hause nie über seine Praxis“, sagte sie ärgerlich. „Ich habe ihn so oft darum gebeten, aber er sagt, das ginge mich nichts an.“

Fragend hob sie die schönen Augen, über die sich langsam ein Schleier von Tränen legte, zu ihm auf.

„Das ist —“ er mußte mehrmals ansetzen, bis er sprechen konnte, so sehr bewegte ihn ihre Traurigkeit — „das halte ich für einen ganz verkehrten Standpunkt, und ich habe mir vorgenommen, es ihm auch zu sagen. Wenn Sie nicht wissen, daß Ihr Mann übermüdet ist, können Sie auch keine Rücksicht darauf nehmen.“

„Nicht wahr? O, das ist lieb von Ihnen, daß Sie es Viktor sagen wollen! Ich bin Ihnen sehr dankbar dafür. Man möchte so gerne an allem teilnehmen, aber Viktor behandelt mich wie ein Kind und bedenkt gar nicht, wie weh es tut, wenn er mich immer ausschließt.“

Philipp nickte. „Ich muß ihn bewundern“, sagte er, aber seine Stimme klang tonlos, soviel Anstrengung kostete es ihn, den Freund zu loben, der anscheinend sein köstliches Gut, seine Frau, nicht richtig zu würdigen verstand. Tapfer fuhr er fort, das zu sagen, was er für seine Pflicht hielt: „Am Krankenbett ist er ein ganz anderer als sonst, ruhig und von einer Geduld, die man ihm überhaupt nicht zutraut.“

„Ja?“ fragte Mir trübe, „so kenne ich ihn gar nicht. Andere Arztfrauen dürfen ihren Männern helfen, während ich nicht einmal erfahre, wenn ihm ein Fall Sorge macht. Nur seine schlechte Laune darf ich dann ausbaden“, schloß sie bitter, während rasche, heiße Tränen ihr in die Augen stiegen.

„So dürfen Sie es nicht auffassen“, tröstete Philipp, ohne rechte Überzeugung. „Ich bin sicher, daß Viktor das Beste dabei im Auge hat.“

Sie schüttelte den Kopf, ohne zu antworten, und wischte sich mit dem Taschentuch über die Augen. Ihr Bübchen sah es und kam gelaufen:

„Nicht weinen, Mammi, sonst weint Gordon auch.“ Sofort stimmte er ein lautes Geschrei an, so daß das Fräulein herbeikam, um den Jungen zu holen.

Philipp Ferber war außer sich vor Liebe und Mitleid. Wie gerne hätte er die Frau, die ihm alles hätte sein können, in die Arme geschlossen und ihr gesagt:

„Komm zu mir, bei mir ist dein Platz!“ Aber er war zum Schweigen verurteilt, er konnte dem Jugendfreund die Frau nicht stehlen, auch wenn dieser ihren wahren Wert nicht erkannt, und er wollte es auch gar nicht. Aber versuchen, ihr zu zeigen, daß er sie versteht, das konnte und durfte er.

Er nahm ihre Hand tröstend in seine. „Ich will versuchen, Viktor zu überzeugen, daß er nicht richtig handelt, wenn er Sie von seinen Sorgen ausschließt. Ich sollte meinen, er müßte froh sein, wenn er sich aussprechen kann; und ich habe eine so hohe Meinung von ihm, seit ich ihn in seinem Beruf kennen gelernt habe, daß ich hoffe, es wird mir gelingen“, schloß er zuversichtlich und stand auf, um nach Hause zu gehen.

Mir horchte auf. „Ich glaube, ich höre das Auto, Viktor wird gleich hier sein, wollen Sie nicht warten?“

Tauschend und schraubend hielt das Auto vor der Gartentür. Viktor von Dille im leichten Staubmantel sprang heraus und kam eilig die Treppentufen zur Veranda herauf.

„Ah, du noch hier, Philipp?“ Er schien ein wenig zu sinken, aber er sprach gleich lebhaft weiter: „Ich gehe sofort mit zu Mrs. Henderson, ich wollte nur hören, ob hier nichts Besonderes vorgefallen ist.“

Er hatte dem Freunde und Mir flüchtig die Hand gegeben, und seine Frau sagte:

„Gemeldet ist mir nichts, ich will mich aber sofort erkundigen, ob schon viele Patienten zur Sprechstunde da sind.“

„Ach ja, tu das“, erwiderte er und ließ sich müde in einen der bequemen Korblestl sinken.

„Willst du nicht rasch frühstücken?“ fragte Philipp, „du hast wohl noch nichts zu dir genommen seit heute früh?“

„Nein, aber das schadet nichts, daran muß man sich als Arzt gewöhnen; wie ist es?“ wandte er sich an seine zurückkehrende Frau.

„Es geht noch an. Einige Leute sind da, aber ich habe ihnen geiaat, daß du erst zu einer Schwerkranken nebenan in „Villa Friede“ mühest.“

„Lassen Sie ihn nicht fort, ehe er gegessen hat“, mahnte Philipp Ferber, aber Mir entgegnete:

„Das tut er ja doch nicht. Ich werde Frühstück zu recht machen, bis du wiederkommst, ja?“

Der junge Arzt nickte nur und erhob sich. Es war, als hätten die wenigen Minuten des Ausruhens genügt, um ihn wieder frisch zu machen, so elastisch waren seine Bewegungen.

„Komm doch“, rief er, als der Freund sich von der jungen Frau verabschieden wollte. „Mein Gott, ihr

fehlt euch ja den ganzen Tag, da ist es wohl nicht nötig, so umständlich Abschied zu nehmen."

Der Ton, wie er das sagte, war das, was seine Frau immer aufs neue verletzete. Sie konnte sich durchaus nicht an die schroffe Art ihres Mannes gewöhnen, bei der dieser sich gar nichts dachte, so daß er wiederum dahinzueilende Bemerkungen mißverstand und Alix für übelnehmerisch hielt.

Einen Augenblick blieb sie auf der Veranda stehen und sah den Freunden nach. Wie klein und zierlich erschien doch Philipp Ferber neben ihrem hünenhaften Mann! Und von welcher einer fast frauenhaften Zartheit war sein Empfinden! Alix erinnerte sich deutlich, wie sie in ihrer Verlobungszeit und auch nachher in der ersten Zeit ihrer jungen Ehe geglaubt hatte, mit allem, was sie bedrückte, an die Brust ihres Gatten flüchten zu können. Er aber hatte ihre kleinen Sorgen als kindisch verächtet und sie, wie sie es verbittert nannte, jedes Mal im Stich gelassen, wenn sie in Not war. Konnte er sich wundern, wenn sie sich von ihm abwandte?

Es vergingen einige Tage, in denen sich bei der Besitzerin von „Villa Friede“ alle Gedanken um die Kranke Engländerin drehten. Es war für sie und ihre Kinder nicht leicht, den übrigen Fremden ein heiteres Gesicht zu zeigen, damit diese nicht ahnten, wie die Schatten des Todes sich nah und näher über das Haus senkten. Glücklicherweise lag das Krankenzimmer ein wenig abseits, am zweiten Eingang des Hauses, der nur von wenigen benutzt wurde, so daß es nicht nötig war, die übrigen Gäste um Rücksichtnahme zu bitten. Maria bewährte sich ausgezeichnet als Pflegerin. Ihre Ruhe und Umsicht kamen ihr sehr zu statten. Mr. Henderson war unter ihrem Einfluß ebenfalls ruhiger geworden, so daß er gelegentlich zur Ablösung herangezogen werden konnte, wenn das junge Mädchen ausruhen oder ein wenig frische Luft schöpfen mußte.

In der ausgedehnten englischen Kolonie Schwabachs hatte sich die Erkrankung der sehr beliebten Mrs. Henderson rasch herumgesprochen, es kamen fortwährend Nachfragen nach ihrem Befinden, wodurch die Geheimhaltung noch schwerer wurde. Denn natürlicherweise fragte jeder nach der Art der Krankheit und wollte sich mit den diplomatisch ausweichenden Antworten der Frau Ferber nicht zufrieden geben.

Viktor von Dille hatte ein angestrengtes Dasein in diesen Tagen. Er war unermüdet, und Maria, die auf seinen Rat täglich mit ihrem Bruder einen Spaziergang durch die Wälder unternehmen mußte, war seines Lobes voll. Dadurch vermehrte sie noch die zwiespältige Stimmung, in der Philipp sich von Tag zu Tag mehr befand. Je größer seine Bewunderung für Viktors tüchtige Eigenschaften wurde, desto schmerzlicher war es ihm, zu sehen, wie wenig der Freund verstand, seine Frau zu behandeln. Zu der Aussprache, die er anstrebte, war es noch nicht gekommen, da Viktor fast beständig unterwegs war. Selbst abends hatte er wiederholt noch fortfahren müssen, und wenn dann Philipp Ferber allein der blonden Frau gegenüber gesessen hatte, war er mehr als einmal in Versuchung gewesen, sie an sein Herz zu ziehen und ihr zu sagen, wie sehr er sie liebe, so lange er denken könne. Aber nichts dergartiges war geschehen, obwohl er in dem berechneten Schweigen, das zwischen ihnen webte, das Gefühl hatte, als ob in Alix Ähnliches vorginge.

Um sich selbst zu entfliehen, hatte er vorgeschlagen, zu musizieren, und die junge Frau war gerne und willig darauf eingegangen.

„Meine Stimme ist ganz eingeroftet“, sagte sie nach dem ersten Lied, „wie lange habe ich nicht gesungen!“

„Ja, es ist sehr schade, daß Sie ihr schönes Talent so vernachlässigen“, erwiderte Philipp.

„Das kommt ganz von selbst, wenn man niemand hat, der zuhören mag.“

„Ich habe Viktor im Verdacht, daß er nur so tut, als ob er sich nichts daraus mache“, meinte Philipp.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Kriegszeit.

„Ladekommandos“. Aus dem Felde wird uns geschrieben: Gewaltige Mengen von Material aller Art verbraucht tagtäglich der Stellungskrieg mit seinen vielerlei Deckungen und Befestigungen; und eine Riesensumme menschlicher Arbeitsleistung. Da werden Gräben ausgeworfen, Unterstände mit Eisenschienen, Baumstämmen und Bohlen „bombensicher“ gemacht, Geschützstände überdeckt gegen Fliegerficht, Stollen in die Erde getrieben, Blockhäuser und Betonbauten errichtet, der Stacheldraht in unübersehbaren Ketten gespannt, daß er sich wie ein schmaler Fluß vor den Grabenstellungen hinzieht. Der kleine Bahnhof, ein paar Kilometer hinter der Front, ist zu einer Bedeutung gekommen und ein Verkehrsmittelpunkt geworden, wie er es sich in Friedenstagen nie hätte träumen lassen. Aufgetürmt liegt längs dem Bahndamm in hohen Stapeln das Material von Holz und Eisen. In der Dunkelheit hebt die Arbeit an und das Aufladen. Die kleine Wohnung des Vorstehers ist nun Schreibstube des Pionierparks, wo die Truppführer der Ladekommandos sich ihre Anweisungen holen. Die Nacht hängt vor den Augen wie eine davor gepreßte Hand, schattenhaft tauchen die Erscheinungen auf Augenblicke aus der Ungewißheit des Dunkels auf, daria sie zu zerfließen scheinen, Wagen, lange, lange Ketten. Kräftige Zugpferde, Karren, Kratzenwagen aller Art. Der Motor eines Autos raffelt, und man hört Huftrappeln scheuender Pferde. Wie irdende Lichter huschen Blendlaternen, kurz aufleuchtend, über den Bahnsteig. Trifft der jähe Lichtschein das Auge, so nimmt er das Sehvermögen fast für ein paar Minuten, während die Nacht doppelt schwarz und undurchdringlich vor dem Blick steht. Man drückt sich zur Seite, um nicht von einem Führweel niedergedrückt zu werden, dessen Kniescheur und Mütteln man hört, ohne es noch gewahr zu werden. Und dazwischen, zwischen dem Knarren und Pferdetrappeln, den Ausrufen vorüberkommender Ablösungen, jene schnaufenden, leuchtenden Stimmen angestrenzter Arbeit. . . . Eisen klirrt, auf Eisen geschoben, unterdrückte Flüche, befehlende, ermunternde Rufe. . . . Die Ladekommandos sind in Tätigkeit, Schuldera die Zentnerlast der Schienen oder zerren mit Striden die Eisenstämmen empor die Böschung auf die Wagen. . . . Nun die Fahrt in Stellung. Bis zur vordersten Postierung, und durch die zerschossenen Dörfer, deren ausgebrannte, zerfetzte Mauern in der Finsternis jellam lebend aussehen, wie verzerrte Gesichter. Autos tauchen eisenraselnd vorüber mit abgeblendeten Lichtern. Vom Bahnhof schüttern die Wagen die Fahrstrassen entlang noch in endlos geschlossener Kette, sie teilen sich auch an den Kreuzwegen. Nur ein paar hintereinander haben das gleiche Ziel und nehmen Abstand voneinander, wenn sie in die Gefahrgone kommen. Gleich aufzuden Wlizen bricht es durch die Dunkelheit, wenn feindliche Batterien abschließen. Leuchtkegeln fliegen und flammen auf in strahlendem Schein, daß das Geäst der Chausseebäume sibirig blinkt und ein fahles Licht wie glänzender Nebel über Feld und Wiese schwebt. Grell hämmern Maschinengewehre, und ihre Schläge sind hart, wie schmerzhaft, in der schweigenden Ruhe der Nacht. Vergabwärts rattern die Wagen zum Ziel, das ist das Dorf, hart hinter der Grabenlinie, an dessen großen Unterständen eifrig gearbeitet wird. Die Kellerquartiere sind nicht mehr sicher genug, seitdem der Feind anfing, mit heftiger Beschichtung zwischen die Häuserkammer hineinzufunken. Es ist ein Meer von Steinmauern, Steinbrocken, aus dem jedes Leben entwichen scheint, und doch geht ein hastendes, lebendiges Bewegen zu beiden Seiten des Wagens und hört man geflüstertes Unterhalten. . . . Der Feind ist wachsam und lauert. Der Lärm der rollenden Wagen und des klirrenden Eisens dringt zu ihm herüber. Schon steigen Leuchttrakteten und pfeifen Sprengkegel zerberstender Granaten jah um die Häuserwände. Wie keine Sternschnuppen fallen diese Splitter, rotglühend in der Dunkelheit. Die Pferde bäumen, mit raschem Rud vorwärts gebracht, finden sie Deckung so gut wie möglich in einer Murnische, neben dem zerschossenen Kirchturm, dessen aufwärtsstrebender Bau über den kleinen Treppfenfenster niedergeboren ist. Hastig, vorsichtig die Deckung neubend, heben bewegliche unerkennliche Schatten die Last vom Wagen, während die Fahrer bei den aufgeregten Gängen vorne schon ungeduldig lauern. Und dann gewendet,

im Ansturm die Pflöcke mit den leeren Karren, darauf die Begleitmannschaften durcheinandergewürfelt werden, die Anhöhe hinaufgeprellt, indes aus dem Taftessel dahinter von weitem noch der Schall knirschender Geschosse ihnen nachspringt. (36.)

Das Polnisch-Wasser. Zu einer der „wichtigsten“ Fragen im Feuilleton der chauvinistischen Pariser Presse gehört das Problem einer Umtaufe des berühmten Kölnischen Wassers. Die Franzosen und noch mehr die Französinen wollen dieses Mittel nicht entbehren, und darum predigt ihnen die scheinbar nicht durch wichtigere Dinge in Anspruch genommene Presse wenigstens die Notwendigkeit, dieses Wasser nicht mehr nach der deutschen Stadt Köln zu benennen. Zahlreiche Vorschläge wurden bereits gemacht, darunter auch der, zur Verherrlichung von Belgien und insbesondere der Stadt Löwen, die Bezeichnung „Eau de Louvain“, Löwenwasser, einzuführen. Allen Vorschlägen aber widerstand die Macht der Gewohnheit, da der Name „Eau de Cologne“ bereits zu gewohntem Klang hat, als daß er sich plötzlich ausmerzen ließe. Nunmehr kam ein Mitarbeiter des „Figaro“ auf den genialen Gedanken, die Umtaufe mit einer Verherrlichung Polens zu verbinden. Der Grund hierfür ist jedoch nicht etwa in einer besonders entflammten Liebe für die Polen zu suchen, sondern in dem Gleichklang von „Eau de Cologne“ und „Eau de Pologne“.

Irrige Vorstellungen über das moslemische Frauenleben. Die durch so viele Waffentaten im Felde unverbrüchlich gefestigte Annäherung zwischen Deutschland und seinen Verbündeten macht es uns zur Pflicht, auch das kulturelle Leben der mit uns streitenden Völker und Rassen näher kennen zu lernen, wobei manche durch Überlieferung bisher bewahrte irrige Meinung korrigiert werden kann und muß. Dies gilt gerade von der Türkei, da die moslemische Welt in Anschauung und Sitte so grundverschieden von der christlichen europäischen ist und daher oft verkannt wurde. Einige wesentliche irrige Anschauungen über das moslemische Frauenleben deckt Halil Halid Bei im ersten Heft der „Islamischen Welt“ auf, einer Zeitschrift, die zur Förderung unserer Kenntnis der Türkei in Berlin von Scheich Abd ul Azis Schauisch und Abd ul Malik Hansa Bei herausgegeben wird. Die nicht zu leugnende Tatsache, daß der Koran dem Manne eine größere Überlegenheit zuerkennt, wurde in Europa oft dahin gedeutet, daß die Frauen der moslemischen Welt völlig unfrei, ja sogar in vielen Fällen geknechtet seien. Wie Halid Bei feststellt, ist aber hiervon im Koran nirgends die Rede. Ein Wahrzeichen der Freiheit, das Recht auf eigenes Vermögen und eigenen Besitz, wurde der moslemischen Frau bereits vor mehr als 1300 Jahren gesichert. Sie hat bei ihrer Verheiratung das Recht, eine doppelte finanzielle Sicherstellung zu verlangen. Sogleich nach Abschließung des Ehevertrages muß nämlich der Bräutigam einen gewissen Geldbetrag zahlen, und eine weitere, meist wesentlich höhere Summe erhält die Frau, falls der Mann die Scheidung nachsucht oder stirbt. Ein anderes europäisches Vorurteil sah eine Anechtung darin, daß die moslemische Frau sich völlig verschleiern mußte. Ganz abgesehen davon, daß die durch den Krieg in der Türkei begonnene neue Ara diese Sitte zum größten Teil schon aufgehoben hat, handelt es sich hier mehr um eine allgemein befolgte gesellschaftliche Gewohnheit, als um ein regelrechtes Gesetz. Ihr Zweck besteht überdies nicht in Unterdrückung, sondern in einer Schutzmaßnahme, da die Frau auf diese Weise vor Nachstellungen bewahrt werden soll. Daß heute hieran nicht mehr festgehalten wird, entspricht dem Grundsatz der allgemeinen islamischen Gesetzgebung, der besagt: „Ändern sich die Zeiten, so müssen sich auch die Gesetze ändern. Den meisten und strengsten Angriffen durch europäische Kritiker war stets die in der Welt des Islams herrschende Polygamie ausgesetzt. Zu diesem Punkte jedoch führt Halid Bei sehr richtig an, daß das europäische Gesellschaftsleben ja leider selbst der Polygamie durchaus nicht fremd ist, nur daß diese durch ein künstliches Versteckspiel einen besondern unmoralischen Charakter erhält. Die Polygamie im Orient ist aber infolgedessen volkswirtschaftlich bedeutsam und von einem gewissen Standpunkt auch moralisch zu nennen, als sie eine in Europa unbekannte Berücksichtigung der Rechte unehelicher Kinder bedeutet, nach dem Satz des Propheten: „Fürchte Gott und behandle deine Kinder gerecht.“ Deshalb soll ein Mann seine Nachkommen nicht verleugnen oder enterben. In der moslemischen Welt wird keine Theorie über natürliche Kinder anerkannt; es gibt in moslemischen Städten auch keine Findelhäuser, die dem Vater eines illegitimen

Kindes die Unannehmlichkeit ersparen, das arme Geschöpf als sein eigen Fleisch und Blut anerkennen zu müssen. Der Muselman heiratet am besten die Mutter seines Kindes, wobei nicht Rücksicht darauf genommen wird, ob er bereits ein Weib besitzt oder nicht. Interessant und für europäische Verweise neuartig sind auch die Ausführungen über die Ehescheidung in der Türkei. Es wurde oft fälschlich behauptet, daß in der moslemischen Welt nur der Mann eine Scheidung beantragen könne. In Wirklichkeit aber kann bei Abschluß des Ehevertrages die Frau die Bestimmung darin aufnehmen lassen, daß sie sich das Recht des „Ihmat“ vorbehalte, von welchem sie gegebenenfalls später Gebrauch machen kann. Außerdem widerspricht der genannten falschen europäischen Meinung schon der Satz des Koran: „Zwingt sie nicht zum Verbleiben, denn das hieße, sie ungerecht behandeln.“

Ersatz für ausländische Würzen. Um unseren Speisen etwas mehr Reiz zu geben, rät die praktische Wochenschrift „Dies Blatt gehört der Hausfrau“ zu größerer Ausnutzung unserer Würzkräuter. Da ist es nun das Beste, im Winter, wenn uns die frischen Kräuter nicht zur Verfügung stehen, die erreichbaren getrocknet in einer sorgfältigen Originalmischung zu vereinigen, die immer ihren Platz in der Küche hat. Es ist jetzt gerade Zeit, das frische Selleriekraut zum Trocknen zu bringen, das gewaschen wird und dann nur einige Tage in guter Wärme zu liegen braucht, um völlig trocken zu sein. Dazu nehmen wir trocknen Majoran, Thymian, Pfefferkraut, möglichst etwas Estragon. Ferner werden in Scheiben geschnittene Zwiebeln oder Schalotten getrocknet, einige Champignons, auch getrocknete Pomeranzen- schale wird gebraucht. Alles muß vollkommen trocken sein und wird dann in einem Mörser ganz fein zerrieben. Finden sich noch kleinere Stücker, die sich nicht zerreiben lassen, so schadet das nicht. Ist alles fertig, so gibt man der Gesamtmenge entsprechend noch vulberisierte Muskatblüte und feinen weißen Pfeffer nach persönlichem Geschmack dazu. Das fertige Pulver wird in eine trockne Flasche gegeben und gut verkorkt. Ist keine Muskatblüte vorhanden, so kann diese durch geriebene Muskatnuss ersetzt werden. Überhaupt muß der persönliche Geschmack für das mehr oder weniger der einzelnen Bestandteile entscheiden. Diese Universalwürze dient sowohl für Soßen als auch für Suppen und Gemüse. Es sei hier auch ein gutes Gewürzpulver angegeben, das vortrefflich zum Pilantmachen von Soßen und anderen Gerichten dient. Man läßt es sich am besten in einer guten Drogerie aus folgenden Würzen herstellen: 10 Gramm Ingwer, 10 Gramm Kümmel, 15 Gramm weißer, im Notfall schwarzer Pfeffer, 15 Gramm Koriander, 15 Gramm Kurluma, 10 Gramm Kardamom, 5 Gramm Zimt und 1 Zehe getrockneter Knoblauch, der aber nach Fertigstellung des Gewürzpulvers nach Verleihen zugegeben werden kann. Alles wird fein verrieben und gut durcheinander gemischt. Der Knoblauch gibt ein leichtes Aroma, und der Versuch ist zu machen, ehe man sich ganz davon abwendet. In Indien ist der Gebrauch dieser Würze allgemein. Wer das Pulver schärfer liebt, kann auch noch etwas pulverisierten Paprika dazu setzen. In der Anwendung dieses vorzüglichen Pulvers muß man zunächst vorsichtig sein, um das richtige Maß festzustellen.

Die Lebensregeln des Präsidenten der Vereinigten Staaten. Die von unzuverlässigen Amerikanern ausgesprochene Meinung, daß der Präsident der Vereinigten Staaten in keiner Weise durch seine Stellung behindert werde, sich sein Leben als Privatmann völlig aus eigenem Ermessen zu gestalten, entspricht nicht den Verhältnissen in der Wirklichkeit. Wenn auch der Präsident nicht ein ganzes Buch voller Regeln zu befolgen hat, so gibt es doch für seine Lebensführung viele zwar ungeschriebene, darum aber nicht weniger streng zu befolgende Gesetze. So darf der Präsident, wie der „Daily Mail“ zu entnehmen ist, während seiner Amtszeit die Vereinigten Staaten nicht verlassen; ja, es ist ihm sogar verboten, das Gebäude einer fremden Botschaft zu betreten, da auch dieses als „ausländischer Boden“ gilt. Darum hatte auch Roosevelt seinerzeit manche scharfe Kritik zu ertragen, als er während seiner Regierung persönlich die kritische Botschaft in Washington aufsuchte, um sein Beileid zu dem Tode des damaligen Botschafters auszusprechen. Ebenso ist es dem Präsidenten untersagt, mit ausländischen Diplomaten oder sonstigen offiziellen Persönlichkeiten des Auslands private Freundschaft zu schließen, und er soll auch keine Mahlzeiten in Privathäusern einnehmen, außer in denen seiner Kabinettsmitglieder.



Neues vom Büchermarkt.



Kriegsgedichte, Novellen usw.

* Ida Boh-Ed: „Die Opferchale.“ (Verlag von August Scherl, Berlin.) Ein neuer Roman von Ida Boh-Ed mutet immer an wie ein Geschenk. Mehr und mehr hat die begabte Verfasserin ihre Erzählungskunst vertieft, ihre letzten Romane, bei Allstein erschienen, „Ein Augenblick im Paradies“, „Eine Frau wie Du!“ und „Vor der Ehe“, sind die besten Beweise für diese Behauptung. Der jetzt vorliegende Roman ist ein Kriegsroman, sein aufklingender Titel entstammt der Vision einer der Hauptheldinnen, einer prächtigen Frauengestalt, die bald eine mütterliche, bald eine schweesterliche Frau genannt wird, die jeder braucht, um sein Seelenleid bei ihr auszuweinen. Nach ihrem, Karens, eigenem Leid fragt niemand. Und doch leidet auch sie schwer und hart, vor und während des Krieges. Und ihre Vision ist eine bleiche Frau im langen schwarzen Kleid, in den blassen Händen eine Schale, — die Opferchale der deutschen Frauen, in welcher die heißen Tränen gesammelt werden, die darin sichtbar verandern, die aber auch die Laten aufnimmt, so die schmerzvolle Entsagung Gudas, die den leidenschaftlich geliebten Bräutigam aufgibt, einen Engländer, als sie merkt, wie gering der Bräutigam von Deutschland denkt. Wie so oft bei Kriegsromanen, haftet auch diesem Kriegsroman teilweise etwas Gewolltes in der Färbung an, aber Ida Boh-Ed versteht es, selbst Unglaubliches, glaubwürdig darzustellen. Ihre Charaktere sind sämtlich fein gezeichnet und manch schöner, tiefer Gedanke birgt dieses neue, empfehlenswerte Buch. B. v. N.

* Hermann Kutter: „Reden an die deutsche Nation.“ (Verlag bei Eugen Diederichs in Jena.) Der Züricher Pfarrer, der jüngst so unähnlich seinem in dottrinarer Freirei sprechenden Amtsgenossen Rages so tapfer und freudig auch von der Kanzel herab für die deutsche Sache eintrat, mag es, seinen 10 Reden den Titel von Richter gewaltigen Prophetenworten zu geben. Er darf es, weil er in sich denselben Gedanken vom Verufe des Deutschtums aufgenommen hat, den auch N. Wagner einst formuliert mit dem Worte: „Das eben ist das Wesen des deutschen Geistes, daß er von innen heilt.“ Wie solche Innerlichkeit in allen Lebensäußerungen sich kundgibt, wie alles, was unseren Gegnern Anlaß gibt zu Hoh oder Spott, nichts ist als das tiefe Unverständnis für diese Innerlichkeit, davon zeugen diese Ansprachen. Und es ist für uns, die wir jetzt manch Trauriges an inneren Kämpfen und Mißständen erleben, ein Trost, daß ein Deutschschwerver auch jetzt dieses hohe Bewußtsein von unserer Mission unerschütterlich festhält. Vielleicht denkt er bisweilen zu hoch von uns, das mag uns dann ansornen, diesem Wille wenigstens nahe zu kommen. Von der Weltanschauung eines freilich ganz idealistisch gedachten Sozialismus geht bekanntlich Kutter aus; aber auch er denkt über die alten Parteidogmen wie sein schwedischer Genosse Steffen, nur ganz selten mag der andersdenkende Leser Bedenken empfinden. In einem wundervollen Aufstiege aber führt uns der Verfasser dann aus der kampferfüllten Wirklichkeit zu den Höhen religiöser Verklärung.

* Ernst Walter: „Wie unsern Feinden nichts gelingen wollte.“ Illusionen, Pläne und Mißerfolge unserer Gegner im Weltkrieg. 1. Teil: Franzosen und Belgier, Engländer. (Verlag A. Wehborn, Berlin-Charlottenburg.) Das Buch, dessen erster Band bislang nur vorliegt, bedeutet eine hübsche und instruktive Zusammenstellung über das Gewollte und Erreichte unserer Gegner; meist sind es Auszüge aus der feindslichen Presse, denen die Ereignisse des Krieges gegenübergestellt werden. Der 1. Band beschäftigt sich ausschließlich mit Frankreich, Belgien und England und kann wenigstens so lange, bis nach dem Kriege Zusammenstellungen auf dem Markt erscheinen, denen breiteres Material zugrunde liegt, als kurze und für uns erfreuliche Überzüge empfohlen werden. Dr. A. M.

* Ernst Veronh Biell: „Die Flucht.“ (Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Berlin, SW. 11, 1916.)

* Jeanne Verla Semnich: „Wir hatten gebauet“, Hermann Dejer: „Sonnenwärts.“ (Verlag Eugen Salzer, Brilbronn.)

* „Der europäische Krieg und der Weltkrieg.“ Historische Darstellung der Kriegereignisse von 1914/16. Von A. Hemberger. Mit vielen Illustrationen, Porträts, Karten und Plänen. Das Werk erscheint in zehntägigen Heften, Großformat. (A. Hartlebens Verlag in Wien und Leipzig.) Bisher 65 Hefte ausgegeben. (Die Hefte 1 bis 60 bilden den ersten, zweiten und dritten Band des schon ausgehathen Werkes.) Mit Heft 61 bis 65 ist der vierte Band begonnen. Wir haben schon wiederholt Gelegenheit gehabt, die fesselnde Darstellung, die klare Sprache, die übersichtliche Anlage dieses zeitgeschichtlichen Werkes rühmend anzuerkennen; die neuen Hefte verdienen das gleich Lob. Ausstattung, Bildschmuck und Kartenmaterial stehen gleichfalls auf der bisher gemobnten Höhe.

Romane, Novellen.

* „Der Sohn der Ukraine.“ Roman von Edith Gräfin Salburg. (B. Glöckner Nachf., Leipzig.) In dem neuesten Buche der bekannten Schriftstellerin — übrigens kein Kriegsroman — sehen wir, wie sich Edith Gräfin Salburg warmen Herzens der „am Wege“ Geborenen annimmt, und wie auch hier ihre scharfe Feder unbarmherzig die Vornehmen geißelt, ihre Schwächen aufdeckt und beleuchtet. Hanne Amwege, das Kind der Liebe, die Rechtlose, ist hart, treu und sittlich rein, während die Gattin des Professors, in dessen Haus Hanne Amwege bient, und deren Tochter angefaßt sind von Überkultur, Gemüthsucht und Begierden. Der Professor selbst ist ein seiner gütiger Mensch, ein Philanthrop, der Hanne schützt und leitet, der ihr im Hause die Heimat bedeutet, mögen Tochter und Gattin das Mädchen hinter seinem Rücken noch so sehr moralisch mißhandeln, der auch einen Abdachlosen, einen Russen, den Sohn der Ukraine, bei sich aufnimmt. Auch der findet eine Heimat bei dem gütigen Mann, wird wieder ein Mensch unter Menschen. Feindschaft ist er bis dahin gewesen, gleich Hanne Amwege, die den Männern gerade gut genug schien zum Hinnehmen, die sich Feinde schuf, weil sie rein blieb, deren Ruf feige und hinterlistig besudelt wurde. Und diese beiden Ausgestoßenen stehen hoch über den anderen, die sich so erhaben dünken und den Stein gegen sie werfen wollen, um ihre eigenen schmutzigen Machedschaften zu verbergen. Jeder Charakter ist scharf umrissen, plastisch gezeichnet. Die lebendig geschilderten kulturellen Zustände der russischen Ukraine und der Eschertajuden machen das Buch noch besonders wertvoll und lebenswert. B. v. N.

* Sven Elverstad: „Der Mann, der die Stadt plünderte.“ Roman. Deutsch von Hermann Rih. (München bei Georg Müller.) Ein spannender Kriminalroman voll geschickt angeordneter stofflicher Reize, aber auch lesbar für den künstlerisch Gebildeten. Der Held selbst, ein etwas schrullhafter Gelehrter, der aus purer Liebhaberei die tollsten und verwegenen Streiche unternimmt, bleibt geheimnißvoll im Hintergrunde, und dem Leser selbst wird überlassen, die psychologischen Zusammenhänge zu ergründen. Eine mäßige Studie ist mit der Lektüre ausgefüllt, ohne daß nachher das ästhetische Bewußtsein sich zu regen brauchte.

Zeitschriften.

* Das Oktober-Heft der „Weißen Blätter“ (Verlag Rascher u. Co., Zürich u. Leipzig) wird von einem kulturpolitischen Aufsatz von Dr. W. Hoerster „Der Weg“ eingeleitet, in dem Prof. Hoerster seinen viel angegriffenen Standpunkt gegenüber der philosophischen Fakultät der Universität München begründet. Die Erzählung „Die Niederlage“ von S. Gathmann macht auf den Leser einen eigentümlichen Eindruck, sowohl durch den Stoff als auch durch dessen Behandlung. Interessant sind dagegen die Auszüge aus dem Pamphlet von A. Suards: „Über Charles Peguy“. Die Gedichtbeiträge lieferten diesmal Schidelse, Ehrenstein, Krüster und Steinberg, dessen „Gesicht“ entschieden am stimungsvollen ist. O.

* Im November-Heft der „Deutschen Rundschau“ (Herausgeber Dr. Bruno Hade, Verlag Gebr. Baetel) beginnt A. Brüdner seine Abhandlungen über die „Polnische Frage“ mit dem Kapitel über die „Russen und Polen“. O. Frhr. v. Dungen gibt eine knappe Übersicht über die Entwicklung „Griechenlands“. Ewald Banke behandelt die türkischen Wirtschaftsverhältnisse. Interessant ist der Aufsatz „Anarchie oder Revolution“ von einem unbekanntem Verfasser, und eigenartig die Deutung des Weltkrieges von R. v. d. Bruck im „Schicksal ist härter als Staatskunst“. Ferner enthält das Heft den Schluß des Aufsatzes „Deutscher und westeuropäischer Staatsbegriff“, die Fortsetzungen der „Lebenserinnerungen von H. Schaumann“ und des Briefwechsels von Humboldt und Stael“. Von dem Roman „Die Schweizerreise“ von Jakob Schaffner beginnt das zweite Buch zu erscheinen. O.

* Die erste Weihnachts-Kummer der „Eleganten Welt“ (Verlag Dr. Edmund Gysler, Berlin) bringt sehr stimmungsvolle Bilder und als ersten Artikel die Filmschauspielerin Maria Garmi. Eine große Auswahl in Wort und Bild bringt ein „Weihnachtsgeschenke“ genannter Aufsatz, der praktische Anregungen für den Weihnachtstisch gibt. Sehr zeitgemäß und zugleich vom modischen Standpunkt interessant, ist weiter ein Aufsatz „Ohne Bezugschein“, der das veränderte Modemodell schildert. In einer Anekdote „Die Phantasi der Fubmgcherin“ wird die neueste Hutmode besprochen. Auch das Theater kommt zu seinem Recht. Zuletzt sei noch auf den Aufsatz „Weihnachtsarbeiten“ hingewiesen.

* Zeitgemäß bringt das soeben erschienene Heft der „Wiener Mode“ eine große Auswahl geschmackvoller Handarbeiten, die von geschickten Händen gern als Weihnachtsgeschenke gearbeitet werden dürfen. Besonders gefallen werden die farbig gezeigten Alt-Wiener Kreuzstichmuster, wie die jetzt so beliebten Perlenbeutel.